832.62 Koberstein, A.
OH249k . Zu und über Göthe's gedicht,
Hans Sachsens poetische sendung.

832.62 .OH249K C.1
Zu und Łuber Goethe's
Stanford University Libraries
3 6105 048 170 802

832.62
OH249

Zu und über

Göthe's Gedicht,

Hans Sachsens poetische Sendung.

Eine kleine Festgabe,

dem Königl. Friedrich-Wilhelms Gymnasium

zu Berlin

bei der Jubelfeier am 6—8 Mai 1847

dargebracht

von dessen dankbarem Zögling

A. Koberstein,

Prof. zu Pforte.

LIBRARY
THE LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY

Naumburg,

Gedruckt in der Buchdruckerei von Franz Littfas.

1847.

832.69
OH249'k

125795

LIBRARY
LELAND STANFORD JUNIOR
UNIVERSITY

Man wird bei Verfolgung des Bildungsganges unsrer poetischen Litteratur die Grenze zwischen dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert nicht überschreiten können, ohne sich alsbald wie in eine ganz neue Welt versetzt zu fühlen und einer Fülle von Erscheinungen zu begegnen, die mit den bis dahin wahrgenommenen den auffallendsten Gegensatz bilden. Die Dichtkunst, so lange Eigenthum der ganzen Nation, da alle Classen sie übten, alle aus ihr Genuss zogen, ist auf einmal dem Bereich der Mehrzahl im Volke entrückt und hat sich in die fast ausschliessliche Pflege der gelehrt-gebildeten Stände begeben: für diese beinahe allein treibt sie nun auch bald und auf lange Zeit, mit Beeinträchtigung der nicht gelehrten Volksclassen, ihre Blüthen und Früchte. Wir gewahren ferner nicht bloss ganz neue Gegenstände und ganz neue, der Fremde strenger oder freier nachgebildete Formen, vor denen die althergebrachten volks- und kunstmässigen zurücktreten oder völlig verschwinden; sondern, was noch mehr ist, auch die innere Behandlung und Gestaltung der poetischen Stoffe, der Geist, der an ihnen zur Erscheinung gebracht werden soll, die äussern Mittel, die zur Versinnlichung und Ausschmückung des dichterischen Gedankens verwandt werden: dies Alles sticht gegen die frühern Zeiten mehr oder weniger grell ab und drängt uns die Ueberzeugung auf, dass

nun auch unsre poetische Litteratur, wie bereits früher die wissenschaftliche, aus dem Mittelalter in die neuere Zeit übergetreten ist.

Es ist wahr, dass auch hier dem Blick, der nicht bloss über die Oberfläche der Erscheinungen hinstreift, der vielmehr in deren Tiefen zu dringen und ihre Wesenheit zu ergründen sucht, zwischen dem Vorher und Nachher ein innerer Zusammenhang im Ganzen wie im Einzelnen erkennbar wird, bald deutlicher, bald versteckter: allein der zu Tage liegenden Fäden, welche die deutsche Poesie des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts an die der nähern und fernern Vorzeit knüpfen, sind nur wenige, und ich glaube nicht, dass es ausser der lyrischen Gattung noch eine andere gibt, in der sie nicht wenigstens einmal seit Eintritt unserer neuern kunstmässigen Dichtung abgerissen und erst nach längerer oder kürzerer Zeit wieder aufgenommen und weiter gesponnen wären.

Es liegt ein eigner Reiz für den Freund der vaterländischen Poesie darin, diese Fäden, wo sie nie aus der Hand gelassen wurden, zu verfolgen, und da, wo sie abrissen, um erst später wieder aufgenommen zu werden, der Art ihrer Anknüpfung nachzuforschen, so wie der Stärke oder der Schwäche, die sie unter den Händen der neuern Dichter erlangt haben. Der Grund dieses Reizes liegt wiederum in dem Drange des menschlichen Geistes, dem innern Zusammenhang der Dinge überhaupt, sei es in der Natur, sei es in der Geschichte, nachzuspüren, und in der Befriedigung und dem Behagen, wovon er sich erfüllt fühlt, wenn sich ihm derselbe an irgend einer Stelle aufthut. Seinem Ursprunge, seinem Wesen, seiner Bestimmung nach ist unser Geist ja darauf angewiesen, jenem Drange nachzugeben; und er verkennt die Göttlichkeit des einen, die untheilbare Ein-

heit des andern, so wie die Höhe der dritten in demselben Maasse, als er an den Dingen in ihrer Vereinzelung haften bleibt, indem er sich nur von ihrer Oberfläche fesseln lässt. Denn so wie er diese, sei es wo es wolle, selbst im Allereinzelnsten, zu durchbrechen trachtet, wird er zur Erforschung und Betrachtung des Allgemeinen fortgerissen, da in der Welt der Erscheinungen nichts für sich allein und abgesondert besteht, nichts aus sich allein vollständig begriffen werden kann.

Nirgend aber ist wohl die Anforderung an den Geist, sich das Verständniss des Besondern durch das Eingehen in's Allgemeine, so wie dieses durch jenes zu vermitteln, so dringend gestellt, als bei Betrachtung der Gegenstände, die von seinem Ursprunge, seinem Wesen und seiner Bestimmung das unmittelbarste, und man möchte auch sagen, vollkommenste Zeugniss ablegen: bei Betrachtung der Werke der Kunst und der Wissenschaft.

Es hat wohl nicht leicht ein civilisiertes Volk gegeben, das sich in dem Gange seiner geistigen Entwickelung ganz ſrei und unberührt von fremden Einflüssen bewahrt hätte, und gar nicht mit seinem Erkennen und Wissen, seinem Bilden und Dichten in ältern, anderswo als in seiner Heimath entstandenen Ueberlieferungen wurzelte. Selbst bei dem Volke des Alterthums, das vor allen andern seinem eigensten Natur- und Geistesleben die Elemente der einheitvollsten, in sich zu vollendeter Schönheit abgeschlossenen Bildung entnommen hat, bei dem griechischen, tritt es in demselben Grade, wie sich die historische Forschung erweitert, immer deutlicher heraus, dass es zahlreiche Bildungskeime und Anregungen im Gebiete der Kunst und Wissenschaft aus Asien und vornehmlich aus Aegypten überkommen habe.

Kaum jedoch dürfte ein anderes so verschiedene,

bald fördernde, bald störende und verwirrende Anstösse von aussen her in seiner geistigen Entwickelung und folglich auch in der treuen Abspiegelung derselben, in seiner poetischen Litteratur erfahren haben, als das deutsche. Sie heben, so weit wir in seiner Geschichte hinaufsehen können, bereits mit der Einführung des Christenthums unter den germanischen Völkerstämmen an und haben bis auf die neueste Zeit ununterbrochen fortgedauert, bald vom griechischen und römischen Alterthum, bald von den ganz oder halb romanischen Völkern, bald von dem uns nahverwandten scandinavischen Norden, bald endlich vom Orient ausgehend. Alle diese entweder freiwillig aufgenommenen, oder uns aufgedrungenen Bildungselemente sind unsrer Volkseigenthümlichkeit, so zu sagen, eingeimpft worden, doch nicht wie einem Wildling veredelnde Reiser, sondern wie man wohl auch Reiser von andern Fruchtbäumen auf einzelne Aeste und Zweige eines Stammes zu pfropfen pflegt, der bereits gesunde, edle und süsse Frucht getragen hat. Zu Zeiten freilich haben die fremden Schösslinge so sehr die Säfte des Stammes in sich gesogen, dass die alten echten Zweige kaum ein anderes als kümmerliches Leben fristen konnten, ja manche ganz ausgehen mussten; dann hat es aber auch Zeiten gegeben, wo die Säfte wieder die alten Wege suchten und fanden, und wo der Baum in allen seinen Verzweigungen den buntesten Farbenwechsel an Blüthen und Früchten darbot. Eine solche Zeit war seit den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts durch die sächsischen und preussischen Dichter, durch Klopstock und Wieland, und vor allen andern durch Lessing vorbereitet worden und trat wirklich dreissig Jahre später mit den Göttinger Freunden, mit Herder und Göthe ein. Insbesondere war es Göthe, in dem zuerst wieder die volle Kraft der deutschen poetischen Natur in aller Gesundheit, Frische und Reinheit zum Durchbruch

kam. Der Götz, der Werther, der grösste und beste Theil des Egmonts, die Anfänge des Fausts, mehrere seiner schönsten Lieder und Balladen, und andere kleinere dramatische und erzählende Stücke fallen alle in die siebziger und den Anfang der achtziger Jahre und verkündeten, dass die Deutschen in der Poesie, nach langem Umherschweifen in fremden Gebieten, wieder bei sich heimisch zu werden anfiengen und auf eigenen Füssen stehen lernten.

Hier ist es nun auch, wo man vorzüglich das Wiederanknüpfen jener ältern poetischen Fäden zu gewärtigen hat, worauf ich vorher deutete; und je mehr man sich bei der Beschäftigung mit der Geschichte unserer Dichtkunst davon überzeugen lernt, dass das Echte, Dauernde, nie Veraltende, wenn auch bisweilen Verkannte, gerade das in ihr ist, was aus dem eigensten Geiste des deutschen Volkes hervorgegangen, was echt national und durch seine Wurzeln mit der innern und äussern Geschichte unsres Volkes verwachsen ist, desto mehr steigert sich in einem auch die Lust, gerade diesen Fäden nachzugehen und sie sich offen vor Augen zu legen. Dass sie in der Lyrik nie ganz abgerissen wurden, habe ich schon erwähnt; aber in der weltlichen waren sie nur dünn gewesen; sie wurden voller, reicher, goldener, als Göthe und die Göttinger das alte, so lange verachtete Volkslied in Inhalt, Form und Ton neu aufnahmen und veredelten. Das erzählende Lied war so gut wie ganz aus der neudeutschen Litteratur geschwunden und lebte nur noch als Nachhall des ältern epischen Volksgesanges unter den niedern Ständen fort. Bürgers, der Stolberge und vor allen Göthe's Balladen belebten es aufs neue in kunstmässiger Form, aber in volksmässigem Tone. Als im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert an die Stelle der ältern poetischen Rittermaeren und Erzählungen der Roman, die Novelle und der Schwank in prosaischer Form getreten

waren, hatte sich zwischen diesen Erzählungswerken und der nun erst sich freier und mannigfaltiger gestaltenden dritten poetischen Hauptgattung, der dramatischen, bald ein näheres Verhältniss gebildet. Denn kaum hatte das Volksschauspiel den ersten Versuch gemacht, sich seiner ursprünglichen Rohheit und kindischen Unbeholfenheit zu entwinden, als es sich auch schon der beliebtesten Romane, Novellen und Schwänke bemächtigte und sie in Vers und Reim gekleidet zur Darstellung brachte. Allein es blieb hier bei den ersten, noch immer sehr rohen Versuchen, wie sie uns in den zahlreichen hier einschlagenden Werken Hans Sachsens und Jacob Ayrers vorliegen. Seit Opitz nahm das Drama einen entschieden anderen, unvolksthümlichen Charakter an, und jene Romane und Novellen blieben dem niedern Volke überlassen, das sie in der zusammengeschrumpften und immer mehr verwitternden Gestalt der sogenannten Volksbücher zu lesen nicht müde ward. Sie waren die letzten Trümmer des ganzen Reichthums altdeutscher erzählender Poesie, die, wenn man den Reineke Vos ausnimmt, noch als wirklich lebendige Ueberlieferung aus dem Mittelalter in die neuere Zeit herüberreichten, von den gelehrten Dichtern aber verschmäht und verachtet. Sie fand der Knabe Göthe, wie er uns selbst erzählt hat, [a]) vor dem elterlichen Hause auf dem Tischchen eines Büchertrödlers, und die Eindrücke, die er durch sie empfieng, als er sie sich mit Begierde aneignete und wiederholentlich las, waren keine vorübergehenden. Es ist bekannt genug, wie er die Grundideen einzelner, wie des Fausts, des ewigen Juden, der Melusine, in sein innerstes Geistesleben aufgenommen hatte, und wie er sie frühzeitig in sich zu verarbeiten und äusserlich neu zu gestalten anfieng. Bereits früher hatte Lessing sich der Sage

a) Göthe's Werke, Kl. Ausg. von 1827 ff. B. 24, S. 50 f. —

des Fausts, wie er sie im Volksbuche fand, mit grossem Eifer zugewandt und sie, wie eine Nachricht lautet, [b]) ganz dramatisiert; später folgten Tieck und Andere in der kunstmässigen Umbildung jener alten Romane und Novellenstoffe, theils in erzählender, theils in dramatischer Form. Doch um hier zunächst bei dem stehen zu bleiben, was gerade durch Goethe für die Wiederanknüpfung der neuern deutschen Poesie an die ältere geschehen ist, so habe ich bisher absichtlich eins seiner kleinern hierher zu rechnenden Werke unerwähnt gelassen, weil es von nun an vorzugsweise Gegenstand unserer Betrachtung sein soll. Es ist das, wodurch er den ehrwürdigen Altmeister Hans Sachs seinen Zeitgenossen wieder näher zu bringen suchte, nachdem er selbst zu ihm bereits früher in ein nahes und inniges Verhältniss getreten war. Hören wir ihn darüber sich selbst aussprechen [c]).

„Zu litterarischen Angelegenheiten zurückkehrend, muss „ich einen Umstand hervorheben, der auf die deutsche Poesie „der damaligen Epoche (d. h. zu Anfang der siebziger Jahre) „grossen Einfluss hatte und besonders zu beachten ist, weil „eben diese Einwirkung in den ganzen Verlauf unsrer Dicht„kunst bis zum heutigen Tage gedauert hat und auch in der „Zukunft sich nicht verlieren kann.“

„Die Deutschen waren von den älteren Zeiten her an „den Reim gewöhnt, er brachte den Vortheil, dass man auf „eine sehr naive Weise verfahren und fast nur die Silben „zählen durfte. Achtete man bei fortschreitender Bildung mehr „oder weniger instinctmässig auch auf Sinn und Bedeutung „der Silben, so verdiente man Lob, welches sich manche Dich„ter anzueigen wussten. Der Reim zeigte den Abschluss des „poetischen Satzes, bei kürzeren Zeilen waren sogar die

b) Lachmanns Ausg. B. 2, S. 494. — c) B. 48, S. 83, ff.

„kleineren Einschnitte merklich, und ein natürlich wohlgebil-
„detes Ohr sorgte für Abwechselung und Anmuth. Nun aber
„nahm man auf einmal den Reim weg, ohne zu bedenken,
„dass über den Silbenwerth nichts entschieden, ja schwer zu
„entscheiden war. Klopstock gieng voran. Wie sehr er sich
„bemüht und was er geleistet, ist bekannt. Jederman fühlte
„die Unsicherheit der Sache, man wollte sich nicht gern wa-
„gen, und, aufgefordert durch jene Naturtendenz, griff man
„nach einer poetischen Prosa. Gessners höchst liebliche
„Idyllen öffneten eine unendliche Bahn. Klopstock schrieb
„den Dialog von Hermanns Schlacht in Prosa, so wie den
„Tod Adams. Durch die bürgerlichen Trauerspiele, so wie
„durch die Dramen bemächtigte sich ein empfindungsvoller
„höherer Stil des Theaters, und umgekehrt zog der fünf-
„füssige Jambus, der sich durch Einfluss der Engländer bei
„uns verbreitete, die Poesie zur Prosa herunter. Allein die
„Forderungen an Rhythmus und Reim konnte man im Allge-
„meinen nicht aufgeben. Ramler, obgleich nach unsichern
„Grundsätzen, streng gegen seine eigene Sachen, konnte
„nicht unterlassen diese Strenge auch gegen fremde Werke
„geltend zu machen. Er verwandelte Prosa in Verse, ver-
„änderte und verbesserte die Arbeit Anderer, wodurch er sich
„wenig Dank verdiente und die Sache noch mehr verwirrte.
„Am besten aber gelang es denen, die sich des herkömmlichen
„Reims mit einer gewissen Beobachtung des Silbenwerthes
„bedienten und, durch natürlichen Geschmack geleitet, unaus-
„gesprochene und unentschiedene Gesetze beobachteten; wie
„z. B. Wieland, der, obgleich unnachahmlich, eine lange Zeit
„mässigen Talenten zum Muster diente."

„Unsicher aber blieb die Ausübung auf jeden Fall, und
„es war keiner, auch der Besten, der nicht augenblicklich irre
„geworden wäre. Daher entstand das Unglück, dass die

„eigentliche geniale Epoche unserer Poesie weniger hervor-„brachte was man in seiner Art correct nennen könnte; denn „auch hier war die Zeit strömend, fordernd und thätig, aber „nicht betrachtend und sich selbst genugthuend.“

„Um jedoch einen Boden zu finden, worauf man poetisch „fussen, um ein Element zu entdecken, in dem man freisinnig „athmen könnte, war man einige Jahrhunderte zurückgegan-„gen, wo sich aus einem chaotischen Zustande ernste Tüch-„tigkeiten glänzend hervorthaten, und so befreundete man sich „auch mit der Dichtkunst jener Zeiten. Die Minnesänger „lagen zu weit von uns ab; die Sprache hätte man erst stu-„dieren müssen, und das war nicht unsere Sache: wir wollten „leben und nicht lernen.“

„Hans Sachs, der wirklich meisterliche Dichter, lag „uns am nächsten. Ein wahres Talent, freilich nicht wie „jene Ritter und Hofmänner, sondern ein schlichter Bürger, „wie wir uns auch zu sein rühmten. Ein didactischer Rea-„lismus sagte uns zu, und wir benutzten den leichten Rhyth-„mus, den sich willig anbietenden Reim bei manchen Gelegen-„heiten. Es schien diese Art so bequem zur Poesie des „Tages, und deren bedurften wir jede Stunde.“ —

So weit Göthe's Worte über sein Verhältniss zu Hans Sachs, bei dem selbst wir nun einige Augenblicke verweilen wollen.

Hans Sachs wurde, wie er uns selbst erzählt, am 5. November 1494 zu Nürnberg geboren, wo sein Vater Schneider war. Vom siebenten Jahre an besuchte er die lateinische Schule: „darin lernt' ich,“ sagt er, „Puerilia, Grammatica und Musica, nach schlichtem Brauch derselben Zeit, solchs alls ist mir vergessen seit.“ Denn bereits im funfzehnten Jahre musste er die Schulbank mit dem Schumacherschemel vertauschen. Nach zweijähriger Lehrzeit trat er seine Wander-

schaft an, welche ihn durch fast alle deutsche Landschaften und in die vornehmsten vaterländischen Städte führte. Diese besuchte er nicht bloss, um sich in seinem Handwerk zu vervollkommnen; ein Hauptaugenmerk blieben für ihn immer die Ortschaften, wo die Kunst des Meistergesangs blühte, mit deren Anfangsgründen er bereits daheim durch den Leineweber und Meistersänger Lienhart Nunnenbeck bekannt gemacht worden war. Im Jahre 1516 nach Nürnberg heimgekehrt, liess er sich daselbst als Bürger und Meister nieder und verheirathete sich drei Jahre später mit Kunigunde Kreuzer, die er herzlich liebte, und mit der er ein und vierzig Jahre in einer glücklichen Ehe lebte. In seinem sechs und sechzigsten verheirathete er sich zum zweitenmale. Bei herannahendem höhern Alter wurde er sehr schwach und der Gebrauch seiner Sinne, besonders des Gesichts und Gehörs, verliess ihn. Dennoch behielt er bis zum letzten Augenblicke seines Lebens die glückliche Gelassenheit und Heiterkeit, die ihm von jeher eigen war. Ein rührendes Bild des hochbetagten Dichters entwirft uns einer seiner Schüler, Adam Puschmann, in einem Meistergesange. [d]) Im Traum wird er in eine grosse, herrliche Stadt versetzt, wo er mitten in einem wundervollen Garten in einem zierlichen Lusthäuslein an einem mit grüner Seide bedeckten Tische den alten Meister sitzen sieht, grau und weiss, wie eine Taube, lesend in einem schönen grossen, goldbeschlagenen Buche und umgeben von vielen andern Büchern, nach denen der alte Herr bisweilen hinblickte. Wer zu ihm eintrat und ihn aus der Ferne grüsste, den sah er an, sagte nichts, sondern neigte schweigend sein schwaches Haupt. Er starb am 24. Januar 1576, im zwei und achtzigsten Lebensjahre.

d) Vgl. W. Wackernagels Leseb. 2, Sp. 171 ff. —

Während seiner Wanderschaft hatte er sich fleissig in den Singschulen der Meister umgesehen und deren Kunst gründlich zu erlernen sich bemüht. Im zwanzigsten Jahre dichtete er zu München seinen ersten meisterlichen Gesang nach allen Regeln der Kunst, dem er im Laufe seines langen Lebens noch über viertausend schulmässige Lieder folgen liess. Aber in diesen Reimereien zeigen sich nur alle Mängel und Unformen, so wie die ganze poetische Armuth, die dem Meistergesang des sechzehnten Jahrhunderts überhaupt eigen waren. Wenn Hans Sachs nichts desto weniger der grösste deutsche Dichter dieses Zeitalters genannt werden muss, so hat er diese Auszeichnung nur denjenigen Gedichten zu verdanken, die er, so zu sagen, ausser der Schule, in der einfachen, schlichten Form der kurzen Reimpaare und im Ton der Volkspoesie abfasste. Nur diese Stücke, deren Zahl er selbst auf etwa zweitausend angibt, hat er für den Druck geordnet und in fünf Foliobänden herausgegeben. Sie gehören fast allen Dichtarten an, die in jener Zeit bei uns geübt wurden. Vieles darunter ist freilich so unpoetisch, wie möglich, da Hans Sachs sich oft an Gegenstände gemacht hat, die ihrer ganzen Natur nach jeder dichterischen Auffassung und Gestaltung schlechthin widerstreben; ein guter Theil aber, zumal unter den Erzählungen, Schwänken, Fabeln, Fastnachtspielen, Gleichnissreden, lässt kaum etwas anderes zu wünschen übrig, als eine feinere Sprache und eine geregeltere Form. Ueber die Stellung, die Hans Sachs in seiner Zeit einnahm, weiss ich in der Kürze nichts Besseres zu sagen, als was sich in dem Handbuche von Gervinus vorfindet. [e]) „Hans Sachs,“ heisst es hier, „eröffnet in seinen zahllosen Poesien, wenn wir sie nach ihrem Inhalte betrachten, die ganze Fülle der Zustände, die unge-

e) Handb. d. Gesch. d. poet. Litterat. u. s. w. §. 135. —

heure Bewegung und Mannigfaltigkeit der Bestrebungen jener überreichen Zeit, behandelt aber diese practischen Stoffe, — wie es dem schlichten Bürgersmann — zukam. Ein Mitglied jener reinhaltenden Handwerksgesellschaften, betrachtete er die Dinge aus einer glücklichen Ferne, mit einem ungetrübten Gleichmuthe und Humor; ein Bürger jener Stadt, die damals die Ersten in jedem Fache in sich schloss, sammelte er in glücklicher Begabung das Viele, was in dieser Zeit reiner Volksbildung dem Manne des Volks erreichbar war, und übersah die öffentlichen Dinge aus einer gewissen Höhe in einer grossen Fülle. Er schloss sich der Reformation an und den Gemeinsinnigen im deutschen Reiche, er verfocht die ergriffene Partei, aber er vergass nie seinen Standpunkt und blieb immer der dichtende Handwerksmann und der handwerksmässige Dichter; er schrieb nicht geharnischte Reden gegen das Reich, wie Hutten, und liess sich nicht auf die Glossen der Rechtsgelehrten ein; er predigte nicht mit feuriger Zunge, wie Luther, und hielt sich fern von den Spitzfindigkeiten der Theologen —. Seine Schriften hätten den feurigen Hutten nicht interessieren können, aber sie interessierten den stillen Melanchthon; sie konnten keine Eroberung machen, aber behaupten, und er galt auch weiterhin im 16. Jahrhundert selbst bei Gelehrten und Geistlichen als eine moralische Autorität.“ —

Anders wurde es in der Folgezeit. Zwar gab es noch immer während des siebzehnten Jahrhunderts einzelne Verständige, die den Werth der Hans Sachsischen Poesie anerkannten, selbst nachdem die deutsche Dichtkunst durch Opitz eine so sehr von jener ältern abweichende Gestaltung erhalten hatte; im Allgemeinen jedoch sank sein Ansehen sichtlich, zumal nach der Mitte dieses Jahrhunderts. Immer mehr drang die Meinung durch, Hans Sachs sei nichts weiter als ein elender, geschmackloser Reimer gewesen, der keine Ahnung von

der Kunsthöhe gehabt habe, auf welche die Dichter dieses Zeitalters sich in ihrer Eitelkeit und thörichten Nachäffung des Auslandes hinaufgeträumt hatten. Ganz unverhüllt trat sie ans Licht in dem verrufenen Streit zwischen Wernicke und Postel in den ersten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts. Wernicke, von Postel beleidigt, suchte sich durch ein sogenanntes Heldengedicht zu rächen, welches „Hans Sachs" überschrieben war. Der Inhalt lief ungefähr darauf hinaus, dass der Nürnberger Meister, der, wie es hier heisst:

lang in Deutschland herrschte,
Und nach der Füsse Maass hier Schuhe macht' und verschte,
Der in der Dummheit Reich und Hauptstadt Lobesan
Den ersten Preis durch Reim ohn' allen Streit gewann —

in seinem Alter auf einen Nachfolger sinnt, der ihm am meisten gleiche. Stelpo, so wird Postel genannt, scheint ihm dieser Stelle am würdigsten, und er lässt ihn in dem Zuchthause zu Hamburg unter einem Zulauf allerhand Pöbels krönen. Nachdem er ihm noch mancherlei Regeln gegeben, sinkt er taumelnd auf einem Fallbret unter, sein Schurzfell mit vielen Segenssprüchen dem Stelpo hinterlassend. Zuletzt wird noch gemeldet, dass Hans Sachs so gut auf dem Dudelsack, wie Stelpo auf dem Clavier zu spielen gewusst habe.

Diese plumpe Verhöhnung konnte nicht aufgewogen werden durch das Lob, welches einzelne, theils ältere, theils jüngere Schriftsteller, unter den letztern namentlich auch Gottsched, unserm Meister ertheilten: bei der grossen Menge war er in Verachtung gesunken, aus der ihn auch die gut gemeinte und gelehrte, aber pedantische und geschmacklos weitschweifige Lebensbeschreibung nicht reissen konnte, die der Altenburger Professor Ranisch seinem Andenken im J. 1765 widmete. Doch nicht lange darauf trat Göthe zu ihm in jenes nähere Verhältniss, wovon oben die Rede gewesen ist, und von Liebe und Verehrung für den alten Meister durchdrungen, dichtete

er, in Form und Ton ihm nachahmend, seine unvergleichliche „Erklärung eines alten Holzschnittes, vorstellend Hans Sachsens poetische Sendung," welche zuerst mit einem Nachworte Wielands im Aprilhefte des d. Merkurs vom J. 1776 erschien und den Nürnberger Dichter in so anschaulicher Lebendigkeit, nach seiner ganzen Art und Weise, der Nachwelt vergegenwärtigte, dass von da an das Urtheil über ihn plötzlich wieder umschlug und Bertuch schon an eine neue Ausgabe seiner Werke denken konnte, die freilich nie zu Stande gekommen ist, wofür er und Andere uns aber einigen Ersatz in der Bekanntmachung des Besten und Ansprechendsten, theils in der ursprünglichen Gestalt, theils in erneuter Sprache, geboten haben.

Der Rahmen, worin Göthe sein Gedicht, zu welchem wir nun endlich selbst gelangen, gefasst hat, ist ihm, wie ich vermuthe, in der Form geboten worden, worin ursprünglich viele Stücke von Hans Sachs, zumal die kleineren, auf schnelle Verbreitung berechneten, unter das Volk gebracht wurden: einzelne Bogen, oben mit einem Holzschnitte geziert, der das bildlich darstellte, was darunter in Worten ausgedrückt stand, wie in dem von R. Z. Becker besorgten Wiederabdruck einer Anzahl alter Holzstöcke mit den dazu gehörigen Gedichten zu sehen ist.[f]) So fingiert Göthe einen ähnlichen alten Holzschnitt, der Hans Sachsens Dichterweihe zum Gegenstand hat, und wozu er nun die Erklärung gibt. —

Göthe hat es nicht dabei wollen bewenden lassen, uns in allgemeinen Zügen Hans Sachsens Dichtweise und den Quell, woraus er schöpfte, zu schildern: um zu individualisieren und seinem Gemählde die gehörigen Lichter aufzusetzen, bringt er da, wo der auf Geschichte und Sage beruhenden Darstellungen des alten Meisters gedacht wird, mehrere seiner Stücke namentlich zur Sprache, und mit feinem Tact hat er gerade

f) Hans Sachs im Gewande seiner Zeit etc. Gotha 1821. fol.

diejenigen ausgewählt, die uns Hans Sachsens eigenste Dichternatur recht lebendig vergegenwärtigen können. Diese trieb ihn aber immer vorzugsweise dazu hin, einerseits die sittliche Besserung seiner Mitmenschen zu fördern, andrerseits sie über ihre Stellung in der Welt, in der Volksgemeinde und in der Gesellschaft zu belehren und zu verständigen. Als Grundlage aller Sittlichkeit galt ihm eine gute Kinderzucht, Gehorsam gegen Gottes Gebot, Enthaltung von grob sinnlichen Genüssen und eine klare Vorstellung von den den Menschen schmückenden Tugenden; die Weltordnung und das Gedeihen gesellschaftlicher Zustände beruht ihm aber einmal auf der Enthaltung von aller Gewaltthat, dann nicht weniger auf der Unterdrückung des Eigendünkels und des Fürwitzes, der Alles besser einrichten zu können vermeint, wenn ihm nur einmal freie Hand gelassen würde. Hierauf nun beziehen sich die Verse:

Sie schleppt mit keuchend-wankenden Schritten
Eine grosse Tafel in Holz geschnitten;
Darauf seht ihr mit weiten Aermeln und Falten
Gott Vater Kinderlehre halten,
Adam, Eva, Paradies und Schlang,
Sodom und Gomorra's Untergang;
Könnt auch die zwölf durchlauchtigen Frauen
Da in ihrem Ehrenspiegel schauen.
Dann allerlei Blutdurst, Frevel und Mord,
Der zwölf Tyrannen Schandenport,
Auch allerlei Lehr' und gute Weis.
Könnt sehen St. Peter mit der Gaiss,
Ueber der Welt Regiment unzufrieden,
Von unserm Herrn zurecht beschieden.
Auch war bemahlt der weite Raum
Ihres Kleids und Schlepps und auch der Saum
Mit weltlich Tugend und Laster Geschicht.

Die Worte: „Darauf seht ihr mit weiten Aermeln und Falten Gott Vater Kinderlehre halten“ deuten auf eins der naivsten und eigenthümlichsten dramatischen Werke hin, die

Komödie von den ungleichen Kindern Evae,[g]) welches das zweite unter den in den ersten Band der Folioausgabe von 1558 aufgenommenen ist, und das auch Tieck in den ersten Theil seines deutschen Theaters eingerückt hat. Darin treten auf Gott der Herr, zwei Engel, Adam und Eva, sechs gehorsame und eben so viel ungerathene Söhne der ersten Eltern, jene mit Abel, diese mit Kain an ihrer Spitze, dann noch Satan und ein Herold. Es versinnlicht diese Dichtung die Folgen einer guten und einer schlechten Kinderzucht, so einfältig und schlicht, in so unschuldiger Unbefangenheit und treuherziger Wahrheit, dass ein unverwöhnter und reiner Sinn sich kaum daran stossen wird, wenn Gott Vater im Hause unsrer Stammeltern auftritt und die Kinder die Gebote, den Glauben und das Vaterunser nach Luthers kleinem Katechismus aufsagen lässt. — Unmittelbar voran geht ein anderes Drama, das erste in der ganzen Sammlung, die Tragödie von Schöpfung, Fall und Austreibung Adams aus dem Paradies, worauf der nächstfolgende Vers unserer Stelle, „Adam, Eva, Paradies und Schlang" zielt: die Veranschaulichung der Folgen des Ungehorsams gegen Gottes Gebot. — Die Moral der Erzählung von Sodom und Gomorra's Untergang, die sich gleichfalls im ersten Theil der Folioausgabe, so wie auch bei Becker mit dem dazu gehörigen Holzschnitt vorfindet, gibt der Dichter selbst am Schluss:

Bald gar verruchet wirt ein land,
Da ungestrafft bleibt Sünd und schand:
So strafft denn Gott in seinem zoren.
Doch werden die sein nit verloren:
Er kan sie retten aus gefer.

In dem Ehrenspiegel der zwölf durchlauchtigen Frauen werden an zwölf Frauen des alten Testaments die zwölf vor-

g) Vg. J. Grimm in Haupts Zeitschrift für deutsches Alterthum 2, S. 257 ff. und Blätter für litterar. Unterhalt. 1846. No. 222 f. —

nehmsten Tugenden geschildert und gepriesen, nämlich: Mütterlichkeit, Glaubenssegen, Gehorsam, Holdseligkeit, Geduld, Redlichkeit, Gütigkeit, Treue, Verständigkeit, Mässigkeit, Sanftmüthigkeit und Keuschheit.

Der Schandenport der zwölf Tyrannen des alten Testaments, worunter Pharao, Goliath, Saul, Achab sich befinden, versinnlicht deren „wüthiges Leben und erschrecklichen Untergang, allen Christen zum Trost, so unter dem schweren Joch des blutdürstigen Türken und anderer Tyrannen verstricket sind“, mit der Schlussrede:

So denn Got selber ist mit uns,
Wer wolt denn wider uns noch sein?
All Tyrannen seind vil zu klein,
Das sie ein Har uns solten nemen,
Wider sein willen uns beschemen.
Im himel sitzt er und jr lacht,
Last treiben sie hochmut und bracht,
So lang biss sein zoren anbrend;
Macht er jr Tyranney ein end,
Ir gwalt zerschmiltzt dann wie daz wachs.

Den allerliebsten Schwank von Sanct Peter mit der Geiss, auf den sich die Verse beziehen, „Könnt sehen St. Peter mit der Geiss, über der Welt Regiment unzufrieden, von unserm Herrn zurecht beschieden,“ will ich, obschon er zu den bekanntesten Stücken des Dichters gehört, hier ganz mittheilen, wozu er sich auch wegen seines geringen Umfanges am ersten eignet.

Weil noch auff erden gieng Christus,
Und auch mit jm wandert Petrus,
Eins tags auss eym dorff mit jm gieng,
Bey einer wegschaid Petrus anfieng:
O Herre Got und Maister mein,
Mich wundert sehr der güte dein,
Weil du doch Gott allmechtig bist,
Lest es doch gehn zu aller frist
In aller welt, gleich wie es geht;
Wie Habacuck sagt, der Prophet:
Frevel und gewalt geht für recht,
Der Gotloss überfortheilt schlecht
Mit schalckeit den ghrechten und frummen;
Auch könn kein recht zu end mehr kummen;
Die lehr gehn durch einander sehr,
Eben gleich wie die Fisch im Meer,
Da jmmer eyner den andern verschlind,
Der böss den guten überwind.
Dess steht es übel an allen enden,
Jnn obern und in niedern stenden.
Des sichst du zu und schweygest still,
Samb kümmer dich die sach nit viel,
Und geh dich eben glat nichts an.
Könst doch als übel undterstan,
Nembst recht int hand die herrschafft dein.

O, solt ich ein Jar Herr Gott sein,
Und solt den gwalt haben wie du,
Ich wolt anderst schawen darzu,
Fürn viel ein besser Regiment
Auff erdterich durch alle stend.
Ich wolt stewern mit meiner hand
Wucher, betrug, krieg, raub und brand;
Ich wolt anrichten ein rühigs leben. —
Der Herr sprach: Petre, sag mir eben,
Mainst, du woltst ye bass regieren,
All ding auff erd bass ordinieren,
Die frummen schützen, die bösen plagen? —
Sanct Peter thet hinwider sagen:
Ja, es müst in der Welt bass stehn,
Nit also durch einander gehn;
Ich wolt viel besser ordnung halten. —
Der Herr sprach: nun, so must verwalten,
Petre, die hohe herrschafft mein:
Heut den tag solt du Herrgott sein.
Schaff und gepeut als was du wilt,
Sey hart, streng, gütig oder milt,
Gieb aus den fluch oder den segen,
Gieb schoen wetter, wind oder regen;
Du magst straffen oder belonen,
Plagen, schützen oder verschonen:
Inn Summa, mein gantz regiment
Sey heut den tag in deiner hend. —
Darmit reichet der Herr sein stab,
Petro den inn sein hende gab.
Petrus war dess gar wolgemut,
Daucht sich der herrlichkeyt sehr gut.
Inn dem kam her ein armes Weib,
Gantz dürr, mager und blaich von leib,
Parfuss, inn eym zerrissen klaid,
Die trieb jr Gaiss hin auff die waid.
Da sie mit auff die wegschaid kam,
Sprach sie: geh hin in Gottes Nam;
Gott bhüt und bschütz dich jmmerdar,
Das dir kein übel widerfar
Von wolffen oder ungewitter,
Wann ich kan warlich ye nicht mit dir;
Ich muss gehn arbeyten das taglon,
Heint ich sunst nichts zu essen hon
Da haym mit meinen kleynen kinden.
Nun geh hin, wo du weyd thust finden;
Gott bhüt dich mit seiner hend. —
Mit dem die Fraw widerumb wend
Ins Dorff, so gieng die Gaiss jr strass.
Der Herr zu Petro sagen was:
Petre, hast das Gebett der Armen
Gehört? du must dich jr erbarmen;
Weil den tag bist Herr gott du,
So stehet dir auch billig zu,
Das du die Gaiss nembst in dein hut,
Wie sie von hertzen bitten thut,
Und behüt sie den gantzen Tag,
Das sie sich nit verirr im Hag,
Nit fall noch müg gestoln wern,
Noch sie zerreissen Wolff noch Bern,
Das auff den abend widerumb
Die Gaiss unbeschedigt haym kumb
Der armen frawen in jr hauss.
Geh hin und richt die sach wol aus! —
Petrus namb nach des Herren wort
Die Gaiss in sein hut an dem ort
Und trieb sie an die waid hindan.
Sich fieng Sanct Peters unrhu an:
Die Gaiss war mutig, jung und frech
Und bliebe gar nit in der nech,
Loff auff der wayde hin und wider,
Stieg ein Berg auff, den andern nieder
Und schloff hin und her durch die stauden.
Petrus mit echtzen, blasn und schnauden
Must jmmer nach drollen der Gaiss,
Und schin die Sunn gar überhaiss;
Der schwaiss über sein leib abran.
Mit unruh verzert der alte Man
Den tag biss auff den abend spat,
Machtloss, hellig, gantz müd und mat
Die Gais widerumb haymhin bracht.
Der Herr sach Petrum an und lacht,

Sprach: Petre, wilt mein regiment
Noch lenger bhaltn in deiner hend? -
Petrus sprach: lieber Herre, nein:
Nemb wieder hin den stabe dein
Und dein gwalt; ich beger mit nichten
Fort hin dein ampt mehr auss zurichten.
Ich merck, das mein weissheit kaum döcht,
Das ich ein Gaiss regieren möcht
Mit grosser angst, müh und arbeyt.
O Herr, vergieb mir mein thorheit!
Ich will fort der regierung dein,
Weil ich leb, nit mehr reden ein.—
Der Herr sprach: Petre, das selb thu,
So lebst du fort in stiller rhu,
Und vertraw mir in meine hend
Das allmechtige regiment. —

Noch muss ich zweier anderer Gedichte Hans Sachsens gedenken, welche Göthe im Auge hatte, als er den Narren mit seiner Sippschaft in sein Bild einführte, namentlich in den Versen:

„Mit einem grossen Farrenschwanz
Regiert er sie wie ein'n Affentanz;
Bespöttelt eines Jeden Fürm,
Treibt sie in's Bad, schneidt ihnen die Würm,
Und führt gar bitter viel Beschwerden,
Dass ihrer doch nicht wollen wen'ger werden.“

Das eine, ein Schwank nach dem Italiener Poggio erzählt und das Narrenbad überschrieben, berichtet, wie ein Arzt zu Mailand in seinem Hofe eine übelriechende Lache gehabt, in welche er alle Wahnsinnigen, je nach der Art ihres Irrsinns, mehr oder weniger tief getaucht und theils dadurch, theils durch Hunger von ihrem Uebel geheilt habe. Einstmals aber entschlüpfte einer der ihm zur Herstellung übergebenen Narren aus dem Hause auf die Strasse, wo er einen Jüngling zu Ross mit einem Sperber auf der Hand und zwei Jagdhunden am Bande auf sich zukommen sah, den er antrat und befragte, was ihm sein Jagdzug jährlich kostete und was eintrüge. Jener erwiederte auf die erste Frage, hundert, auf die andere, etwa drei Gulden. Da ermahnte ihn der Narr zur Flucht; denn geriethe er in des Arztes Hände, so würde er, als der grösste Narr von allen, tiefer als irgend ein anderer in das üble Bad getaucht werden: woran der Dichter die Bemerkung knüpft, dass es für Deutschland wohl

kein Schade sein möchte, besässe es auch ein solches Narrenbad. Eine Aufzählung der verschiedenen bei uns einheimischen Classen von Narren und eine Nutzanwendung, die bei Hans Sachs nie fehlt, beschliessen das Ganze. — Viel ergetzlicher ist das andere Gedicht, ein Fastnachtsspiel, das Narrenschneiden genannt, das auch in Tiecks deutsches Theater aufgenommen ist. Die spielenden Personen sind der Arzt, sein Diener und der Kranke. Der letztgenannte begibt sich bei dem Arzte in die Cur, um von seinem hochangeschwollenen Leibe und mannigfachen damit verbundenen Leiden befreit zu werden. Nach vorgenommener Untersuchung wird eine Operation für nöthig befunden, der Kranke gebunden und ihm der Bauch aufgeschlitzt; und nun zieht der Arzt mit Hülfe einer Zange eine ganze Reihe von Narren heraus, die alle genau geschildert werden, bis zuletzt ein ganzes Narrennest der Zange folgen muss:

Allerley gattung, als falsch Juristen,
Schwartzkünstner und die Alchamisten,
Finantzer, alifantzer und trügner,
Schmaichler, spotfeler und lügner etc.

Jetzt erst fühlt sich der Kranke ganz frei, und seine Wunde kann wieder geschlossen werden; er scheidet mit Dank von dem Arzte, der den Zuschauern noch zu guter Letzt ein Recept verschreibt, womit sie sich die Narren vom Leibe halten können:

Ein yegklicher, dieweil er lebt,
Las er sein vernunfft Mayster sein,
Und reytt sich selb im zaum gar fein,
Und thu sich fleissigklich umschawen
Bey reich und Arm, Mann und Frawen,
Und wem ein Ding übel ansteh,
Dass er desselben müssig geh;
Richt sein gedancken, wort und that
Nach weyser lewte leer und rat:
Zu pfand setz ich jm trew und ehr,
Das als denn bey jm nimmer mehr
Gemelter Narren keiner wachs. —

Es war gewiss ein glücklicher Gedanke Goethe's, ein Gedicht zu Ehren des alten Meisters in das Gewand zu kleiden, welches diesem so bequem gewesen war, das er fast durchweg allen den Gedichten angelegt hatte, die ihm die Unsterblichkeit sichern sollten, und das uns erst wieder traulich werden musste, wenn er uns selbst näher treten und nicht

fremdartig erscheinen sollte. Denn gerade dieser uralte, echtdeutsche Vers von vier Hebungen, seit den frühesten Zeiten unserer Poesie paarweise entweder durch Alliteration oder Reim gebunden, worin unsre alte Heldendichtung erklungen war, den später die ritterlichen Dichter des dreizehnten Jahrhunderts zu den reichsten, blühendsten, tiefsinnigsten, anmuthigsten Werken benutzten, der sich ebenso wenig gegen die Gedankenverschlingung kunstvoll gebauter Perioden auflehnte, wie er der schlagenden, symmetrisch gegliederten Ausdrucksweise der Spruchweisheit widerstrebte; der dann freilich mit der Vergröberung der Sprache, Vers- und Reimkunst allmählich Vieles von seiner frühern Gelenkigkeit, Elasticität, Zierlichkeit und Anmuth einbüsste, bis zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts jedoch immer seine fast unbeschränkte Herrschaft in der erzählenden, lehrhaften und dramatischen Poesie behauptete: dieser Vers hatte seitdem den welschen Formen, besonders den leidigen Alexandrinern weichen müssen, bis auch diese wieder, ungefähr seit den Vierzigern des vorigen Jahrhunderts, von den uns noch fremdern Hexametern in ihren Rechten beeinträchtigt wurden; und bloss als Darstellungsform des gemein Burlesken hatte sich in Erinnerung an ihn noch der sogenannte, in jenen Zeiten poetischen Hochmuths und unvaterländischer Schönthuerei nur selten zur Anwendung kommende Knittelvers erhalten. Was sich aber mit dieser poetischen Form auch im Neudeutschen anstellen lässt, wenn sich nur die rechte Hand ihrer bemeistert, wie sie sich zum Ausdruck der verschiedensten Art in der Erzählung, wie im Drama eignet, das hat Goethe bewiesen, der sie zuerst wieder aus der Versunkenheit und der Zurücksetzung emporhob, sie neu beseelte und adelte, indem er sie, um hier anderer Werke aus seiner schönsten Zeit zu geschweigen, für unser Gedicht durchweg und für den Faust vorzugsweise benutzte. So knüpfte er

schon ein lebensvolles Band zwischen unserer ältern und neuern Poesie durch die blosse Wiederaufnahme einer mit Unrecht aufgegebenen Form, die er freilich später, als er sich immer mehr deutschem Geist entfremdete und in seine kleine Welt abschloss, selbst wieder mit fünffüssigen Jamben und Senaren, Hexametern und Ottaven vertauschte, gewiss nicht zum unbedingten Vortheil der volksthümlichen Farbe unserer neuern Poesie überhaupt und kaum zu grösserer Sicherung einer nachhaltigen Wirkung seiner eigenen spätern Dichtungen bei der Nachwelt.

Doch es ist endlich Zeit, von den Bemerkungen über Ursprung, Stoff und Form unsers Gedichts zu einer mehr innerlichen Betrachtung desselben überzugehen und den ihm zu Grunde liegenden Gedanken, so wie dessen besondere Gestaltung und Gliederung, wenn auch bloss im Umrisse, hier noch anzudeuten.

Die Absicht Göthe's war offenbar, seiner in Eitelkeit und Selbstverblendung befangenen, die dichterische Grösse der Vorzeit verkennenden Mitwelt gegenüber die innige Ueberzeugung von der wahren Dichternatur und dem echten Dichterberuf Hans Sachsens auszusprechen, wie er bereits einige Jahre zuvor in seinen unvergleichlich schönen Worten zum Andenken Erwins von Steinbach das Verständniss über die Herrlichkeit einer lange schmählich verkannten Kunst des alten Deutschlands und über das Verdienst eines ihrer grössten Meister eröffnet hatte.

Wir sehen Hans Sachs zuerst in der Umgebung seines bürgerlichen Berufs: geschmückt mit seinem Feierkleide, will er am Sonntag ausruhen von der Arbeit der Woche; aber mit dem Eintritt der äussern Ruhe meldet sich bei ihm eine innere Regsamkeit; die Frühlingssonne, deren erwärmender Strahl überall in der Natur neues Leben hervorlockt, dringt auch ihm ans Herz und erweckt in ihm eine kleine Welt, die sich

von ihm loszuringen strebt in selbständiger Gestaltung. Neben seinem bürgerlichen Beruf, dem die Woche geweiht ist, fühlt er sich also noch zu anderer Thätigkeit getrieben in den Stunden der Erholung, vornehmlich in der Stille des Sonntages.

So sind uns in wenigen Versen der Stand, dem die Hauptfigur des Bildes angehört, der Ort, die Zeit und die Stimmung, worin sie sich befindet, auf das lebendigste geschildert. Der nächste kleine Abschnitt des Gedichts ertheilt ihr zuvörderst die Eigenschaften, die dem Dichter angeboren sein müssen, ohne die er gar nicht gedacht werden kann:

Er hätt' ein Auge treu und klug
Und wär' auch liebevoll genug,
Zu schauen Manches klar und rein
Und wieder Alles zu machen fein;
Hätt' auch eine Zunge, die sich ergoss
Und leicht und fein in Worte floss;
Dess thäten die Musen sich erfreun,
Wollten ihn zum Meistersänger weihn.

Durch die beiden letzten Verse werden wir schon auf die Erscheinung der übrigen Gestalten, die allmählich die Scene einnehmen sollen, vorbereitet: sie weihen den Jüngling, der noch nicht weiss, was er mit der in ihm sich regenden Welt anfangen soll, zum Dichter. Zuerst erscheint die Ehrbarkeit, sonst auch Grossmuth oder Rechtfertigkeit geheissen: wir würden prosaischer sagen können, die practisch verständige Sittlichkeit, wie sie in dem Leben und der Zucht des ehrsamen Bürgerstandes der Stadt Nürnberg Fleisch und Bein gewonnen hatte, und der Hans Sachs in seinen Werken vor allen übrigen Tugenden das Wort redet.

Da tritt herein ein junges Weib,
Mit voller Brust und rundem Leib
Kräftig sie auf den Füssen steht,
Grad, edel vor sich hin sie geht,
Ohne mit Schlepp und Steiss zu schwenzen,
Oder mit den Augen herum zu scharlenzen.
Sie trägt einen Maasstab in ihrer Hand,
Ihr Gürtel ist ein gülden Band,
Hätt' auf dem Haupt einen Kornähr-Kranz,
Ihr Auge war lichten Tages Glanz;
Man nennt sie thätig Ehrbarkeit,
Sonst auch Grossmuth, Rechtfertigkeit.
Die tritt mit gutem Gruss herein,
Er drob nicht mag verwundert sein,
Denn wie sie ist, so gut und schön,
Meint er, er hätt' sie lang gesehn.

Sie verbürgt ihm den klaren Sinn in dem Weltwirrwesen;

sie gibt ihm das rechte Maass in allem Urtheil über das, was Recht und Unrecht heisst; sie verspricht ihm die heitere Laune da, wo Andere bärmlich sich beklagen, damit er seine Sache schwankweis fürtragen könne; sie gebietet ihm, auf Ehr und Recht zu halten, grad und schlicht zu sein, Frömmigkeit und Tugend zu preisen, das Böse mit seinem Namen zu heissen; sie fordert ihn auf, mit derben festen, kecken Strichen die Welt zu schildern, wie sie ist, und wie Albrecht Dürer sie gesehen habe; sie verheisst ihm endlich, der Natur Genius solle ihn an die Hand nehmen und ihn über die engen Grenzen seiner Vaterstadt hinausführen, damit er die Welt in ihrer bunten Mannigfaltigkeit und rastlosen Beweglichkeit kennen lerne: das Alles aber solle er dem Menschenvolk zu Lehr und Warnung aufschreiben.

Wie hier unser Meister in die ihn umgebende bürgerliche Welt eingeführt, und wie ihm das Auge für die Natur geöffnet wird, dass er sich in beiden heimisch fühle, aus beiden reichen Stoff zur Darstellung schöpfe: so trägt ihm von der andern Seite ein altes Weiblein:

Man nennet sie Historia, Mythologia, Fabula,

in der heiligen und Profangeschichte, in der Sage, in Romanen, Novellen, Fabeln, Schwänken, Märchen aus alter und neuer Zeit eine Fülle anderer Gegenstände zu, an denen er sich versuchen soll, und an denen er sich auch wirklich versucht hat: denn selten hat wohl ein Dichter eine so umfassende Belesenheit in derartigen Dingen besessen und sich daraus so viel zu seinen poetischen Zwecken angeeignet, als Hans Sachs. Wie es hier auch lautet:

Unser Meister das All' ersicht
Und freut sich dessen wundersam,
Denn es dient sehr in seinen Kram.
Von wannen er sich eignet sehr
Gut Exempel und gute Lehr,
Erzählt das eben fix und treu,
Als wär er selbst gesyn dabei. —
Sein Geist war ganz dahin gebannt,
Er hätt' kein Auge davon verwandt,
Hätt' er nicht hinter seinem Rucken
Hören mit Klappern und Schellen spuken.

Es ist die Schalkheit, der Scherz, der Humor, der hier im Narrenkleide alle Thorheit bewältigt hat und sie an seinem Seile sich nachzieht: jener gutmüthige, über die Gebrechen und Schwächen der Menschen nie bitter, sondern nur heiter und launig spottende Witz, der Hans Sachsen so wohl steht, und worin er in unsrer Litteratur nur wenige seines Gleichen haben dürfte.

So ist unser Meister mit Allem ausgestattet, dessen der Dichter bedarf, um seinen Werken Gehalt zu geben; aber noch fehlt ihm die höchste Eigenschaft, die Gabe des Gestaltens. Diese empfängt er von der Muse, die auf einer Wolke Saum zu ihm niedersteigt, nicht die heidnische, sondern heilig anzuschauen, wie ein Bild unsrer lieben Frauen.

Die umgibt ihn mit ihrer Klarheit
Immer kräftig wirkender Wahrheit.
Sie spricht: Ich komm' um dich zu weihn,
Nimm meinen Segen und Gedeihn!
Das heilig Feuer, das in dir ruht,
Schlag' aus in hohe lichte Gluth! —
Doch dass das Leben, das dich treibt,
Immer bei holden Kräften bleibt,
Hab' ich deinem innern Wesen
Nahrung und Balsam auserlesen,
Dass deine Seel sei wonnereich
Einer Knospe im Thaue gleich.

Die Liebe ist es, die sanft und mild wärmende der Gatten, in stiller, behaglicher Häuslichkeit, die dem Dichter diese holden, nie versiegenden Kräfte, diese ewige Jugend des Herzens verleihen soll, und die ihm auch wirklich in einer ein und vierzig jährigen Ehe zu Theil ward. Noch sieht er seine geliebte Kunigunde erst im eng umzäumten Garten,

Am Bächlein, beim Hollunderstrauch,
Mit abgesenktem Haupt und Aug;
Sitzt unter einem Apfelbaum
Und spürt die Welt rings um sich kaum,
Hat Rosen in ihren Schooss gepflückt
Und bindet ein Kränzlein sehr geschickt,

Mit hellen Knospen und Blättern drein:
Für wen mag wohl das Kränzel sein?
So sitzt sie in sich selbst geneigt,
In Hoffnungsfülle ihr Busen steigt,
Ihr Wesen ist so ahndevoll,
Weiss nicht, was sie sich wünschen soll,
Und unter vieler Grillen Lauf
Steigt wohl einmahl ein Seufzer auf.

Aber die Zeit wird kommen, wo er manches Schicksal wirrevoll

An ihrem Auge sich lindern soll;
Der durch manch wonniglichen Kuss
Wiedergeboren werden muss,
Wie er den schlanken Leib umfasst,
Von aller Mühe findet Rast,
Wie er ins liebe Ärmlein sinkt,
Neue Lebenstäg' und Kräfte trinkt.
Und ihr kehrt neues Jugendglück,
Ihre Schalkheit kehret ihr zurück.
Mit Necken und manchen Schelmereien
Wird sie ihn bald nagen, bald erfreuen.
So wird die Liebe nimmer alt
Und wird der Dichter nimmer kalt!

So hat sich des Meisters Unruhe, mit der er den Sonntagsmorgen begrüsste, allgemach zu einem heimlichen Glücke abgeklärt. Wir aber wollen ihm den ewig jung belaubten Eichenkranz, den der Dichter über ihm im Bilde hoch in den Wolken schweben sah, und den er ihm zuerst mit geweihter Hand aufdrückte, wir wollen ihm denselben nicht wieder rauben lassen und mit ausrufen:

In Froschpfuhl all das Volk verbannt,
Das seinen Meister je verkannt!

HILDEBRAND

Mit hellen Knospen und Blättern drein:
Für wen mag wohl das Kränzel sein?
So sitzt sie in sich selbst geneigt,
In Hoffnungsfülle ihr Busen steigt,
Ihr Wesen ist so ahndevoll,
Weiss nicht, was sie sich wünschen soll,
Und unter vieler Grillen Lauf
Steigt wohl einmahl ein Seufzer auf.

Aber die Zeit wird kommen, wo er manches Schicksal wirrevoll

An ihrem Auge sich lindern soll;
Der durch manch wonniglichen Kuss
Wiedergeboren werden muss,
Wie er den schlanken Leib umfasst,
Von aller Mühe findet Rast,
Wie er ins liebe Ärmlein sinkt,
Neue Lebenstäg' und Kräfte trinkt.
Und ihr kehrt neues Jugendglück,
Ihre Schalkheit kehret ihr zurück.
Mit Necken und manchen Schelmereien
Wird sie ihn bald nagen, bald erfreuen.
So wird die Liebe nimmer alt
Und wird der Dichter nimmer kalt!

So hat sich des Meisters Unruhe, mit der er den Sonntagsmorgen begrüsste, allgemach zu einem heimlichen Glücke abgeklärt. Wir aber wollen ihm den ewig jung belaubten Eichenkranz, den der Dichter über ihm im Bilde hoch in den Wolken schweben sah, und den er ihm zuerst mit geweihter Hand aufdrückte, wir wollen ihm denselben nicht wieder rauben lassen und mit ausrufen:

In Froschpfuhl all das Volk verbannt,
Das seinen Meister je verkannt!

HILDEBRAND